

Nr. 169. Bromberg, den 21. August 1927.

Meta Gragert.

Roman von Minna Falk.

7. Fortsetzung.

Ewald und Charlotte Ingenfels wunderten sich sehr, als Meta ihnen erklärte, daß sie Pfingsten nicht nach Hause reisen möchte. Sie möchte noch warten mit ihrer Reise in die Marsch.

„Aber Ihre Eltern, liebes Kind", sagte Frau Charlotte, „wie bitter werden sie enttäuscht sein!"

„Nein", sagte Meta, „ich glaube, Mutter wird eher froh sein. Das wäre jetzt nicht das Richtige, kommen und denn auch gleich wieder gehen. Und Vater paßt es auch besser, wenn ich ihm schreibe, ich möchte lieber zur Ernte kommen und dann etwas länger bleiben. Ich weiß, er sieht es gar zu gerne, wenn ich kräftig mit dazwischenfasse, und mir kann es zur Abwechslung auch nicht schaden. Ich hab' zu viel Muskelwerk und will mich dann 'mal ordentlich ausarbeiten. Darauf freue ich mich jetzt schon. Auf acht bis zehn Tage habe ich jetzt keinen Appetit, dafür bin ich zu hungrig geworden. So sind wir nun 'mal dahinten, fix oder nix. Bis Mutter und ich es schaffen, uns nun frei und offen auf alles anzusehen, muß ich wieder abreisen."

Die beiden Ingenfels' sahen sich an, sie waren nun schon ganz gut im Bilde. Und Ewald nickte unmerklich mit dem Kopf.

Da sagte Charlotte: „Wollen Sie denn mit uns kommen, Meta? Wir würden uns freuen!" —

Die alte Frau Ingenfels lebte noch, Ewalds Mutter. Auf einem Gut in der Mark lebte sie bei einer verheirateten Tochter, und Ewald und Charlotte fuhren jedes Jahr um Pfingsten für eine Woche zu ihr und den Geschwistern. Selbst konnte die Mutter schon seit Jahren nicht mehr kommen, sie war vollständig gelähmt. —

„Nein," rief Meta aus, „wie könnte ich das annehmen! Und ich möchte es nicht einmal. Aber darf ich denn nicht hier bei Auguste bleiben? Und die Hunde bleiben doch auch hier."

„Natürlich können Sie das", sagte Charlotte. „Ich finde es nur so trübselig, wenn Sie im Fest ganz allein sind. Auguste wird ja auch ihrer Wege gehen, und überhaupt, Kind, ich bin traurig bei dem Gedanken."

„Das brauchen Sie wirklich nicht," sagte Meta eifrig, „ich spinne mich mit Vorliebe ein an Festen, und die Wochentage, die ich dann für mich habe, will ich mal recht gründlich die Bücher vornehmen, bei denen es noch am meisten hapert. Ich setz' mich auf die Sprachen und brüte."

„Um des Himmels willen," sagte Ewald und hob die Hände, „nur nicht zu straff den Bogen! Die Überfracht muß man am teuersten bezahlen, das kenn' ich noch von früher her." — —

Meta kam noch mit nach dem Bahnhof, und als Frau Charlotte eingestiegen war, kam sie noch 'mal über den Tritt herab, zog sie an sich und gab ihr einen Kuß auf den Mund.

„Auf die Art wäre es mir auch lieber gewesen als mit dem Händedruck", sagte der Professor trocken.

Und kaum, daß er die Worte ausgesprochen hatte, lagen ihm Metas Arme auch schon um den Hals und ihre frischen festen Lippen so anpressend auf seinem Mund, daß er sich ins Ohrläppchen hätte kneifen mögen, ob es wohl auch kein Traum sei.

Aber es war kein Traum, denn der Schaffner sagte energisch: „Einsteigen, meine Herrschaften!" Wenn Meta selbst auch plötzlich nicht mehr zu sehen war. Nur ein weißes Tuch flatterte noch einmal von der Sperre her, dann war auch das verschwunden, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Das Ehepaar sah sich an, und beider Augen sagten: „Wäre sie doch unser Kind!" —

Meta lief noch immer.

„He, Fräulein," rief sie ein Schutzmann an, „den Wagen nach Stellingen kriegen Sie doch nicht mehr, laufen Sie sich doch die Puste nicht aus dem Leib! Sie laufen ja mitten zwischen die Fahrzeuge und richten noch Unheil an!"

„Ich will ja gar nicht nach Stellingen, ich will ja nach Wandsbek," sagte Meta verdutzt.

„So," sagte der Mann des Gesetzes gemütlich, „Sie wollen nach Wandsbek, dann machen Sie es man sinnig ab. Immer abwarten, hier in Hamburg hat jede Richtung ihren Wagen für sich."

Es waren schon mehr Lacher da, und nun lachte Meta auch mit und sah sich nach der richtigen Haltestelle um.

Sie hatte Glück, konnte gleich einsteigen und mußte nun krampfhaft aufpassen auf ihre Umsteigestelle. Denn obgleich eine Bank in der Elektrischen kein Wohnstubensofa ist, geriet sie sofort in eine Polsterecke, hätte den Kopf anlegen mögen und sah und hörte und fühlte nichts als einen kurzgeschorenen Bart.

Wie hatte sie es wagen dürfen! Wie war es gekommen! Frau Charlotte hatte die Lippen so lieb und so leicht auf ihre gelegt, und sie, wie hatte sie es gemacht? Maßlos wie alles! Ach, aber schön war küssen. Wie mochte es erst sein —

„Rathausmarkt!" schrie der Schaffner in den Wagen.

So war sie also doch verkehrt gefahren — — —

*

Die beiden Pfingstfeiertage ließen sich nicht ganz unterkriegen, trotzdem Meta redlich versuchte, sie mit Arbeit totzuschlagen. Sie war sich nicht ganz klar darüber, ob sie nicht doch hätte nach Hause fahren sollen und wie ihr Festbrief wohl aufgefaßt werden würde. Aber geschehen war geschehen, und nun mußte man sich mit den Tatsachen zurechtfinden.

Und auslüften mußte man sich einmal gründlich, wo der größte Trubel nun vorbei war.

So machte Meta sich denn Dienstag schon in aller Frühe nach Harvestehude auf den Weg. Oder vielmehr wollte sie langsam den Harvestehuder Weg entlang wandern, der ihr von früher her in unauslöschlicher Erinnerung geblieben war mit all seinen schönen Villen und parkartigen Gärten. Onkel Mathias hatte sie als Kind einmal mitgenommen, Mutters verstorbener Bruder, der zum Gespött der andern beiden Brüder Gärtner geworden war und der nie genug hatte kriegen können von schönen gärtnerischen Anlagen. Man hätte ihm immer weiter zuhören mögen, wie er von den Pflanzen und Gewächsen sprach, und wie er sie voll Zärtlichkeit in die lateinischen Namen legte, als hüllte er sie darin ein und schlösse ab.

Sie, Meta, hatte damals schon Latein gelernt. Nach Klang und Farbe wenigstens. Denn die Buchstaben geben sich nachher schon zurecht.

Ja, und wie sie den Weg nach Harvestehude denn so entlang gegangen waren, hatte sie immer gedacht, während Onkel sprach, wie es nur möglich sei, daß einzelnen Menschen so viel zu eigen gehören könne. Wie das auszuhalten

sei, alle Tage in so viel Pracht umherzulaufen und nicht schließlich zu platzen wie ein Luftballon.

Nicht genug hatte sie Jasper Thaden später davon erzählen können. Immer noch war sie nicht fertig geworden, und besonders die Rasenflächen taten es ihr an. Von Gras verstand sie sonst doch wahrhaftig auch etwas, aber das war kein Gras gewesen, das war ja Plüsch. Man hätte ihr sechs dicke Apfelsinen und drei Tafeln Schokolade anbieten können, sie hätte nicht darauf getreten. Und Jasper hatte denn auch gemeint, als sie ihm davon sprach, er danke auch schön, daß sie ihm solch einen weichen, warmen Teppich mitgebracht habe, der solle nun in seiner besten Stube liegen bleiben bis an seines Lebens Ende.

Das hatte Jasper gesagt, und daran mußte Meta auch heute wieder denken. Als sie an einem der schmiedeeisernen Gitter stand und sich von so einer großen grünen Fläche nicht trennen konnte, die schräg gegen ein weißes flachgebautes Haus anstieg, das mit hellen roten Rosen bewachsen war, da sagte eine Stimme: „Mir tun es diese gepflegten grünen Teppiche auch an . Wie wäre es, wenn wir zwei beide diesen wunderschönen Weg miteinander wanderten?"

Meta kriegte einen richtigen Schreck, und zunächst antworteten nur ihre Augen. Aber es war ein eigentümliches Gesicht, in das sie blickte. Es war nicht jung und war nicht alt und erinnerte sie auf eine unerklärliche Weise sowohl an Pastor Cornels wie an Professor Ingenfels. Trotzdem man ganz gewiß von keiner Ähnlichkeit sprechen konnte. „Wie sollte ich dazu kommen, mit Ihnen zu gehen?" sagte sie, nachdem sie sich auf sich selbst besonnen hatte. „Ich kenne Sie ja gar nicht."

„Ich kenne Sie wohl", sagte der Fremde. „Ich habe ganz von Wandsbek her den gleichen Weg mit Ihnen gehabt. Wir sind Nachbarn."

„Wir sind Nachbarn?" fragte Meta verwundert. „Ich habe Sie niemals gesehen!"

„Großstadtnachbarn", sagte er und lächelte, was ihm außerordentlich gut zu Gesicht stand. „Großstädter können sogar Jahre unter dem gleichen Dach wohnen, ohne sich zu kennen. Ich vermute, Sie sind aus der Kleinstadt."

„Ich bin vom platten Lande", sagte Meta.

„Das könnte man auch noch eher denken. Nur daß ein junger Mensch wie Sie zwei blanke Pfingsttage hingehen läßt, ohne sie von allen Seiten zu besehen, das war für mich schwer zu begreifen."

Aus Metas Augen brach helles Erstaunen.

„Ich habe die Pforte zu dem Häuslein, in dem Sie wohnen, beide Tage von morgens bis abends nicht aus den Augen gelassen", fuhr der rätselhafte Mensch erläuternd fort, „aber nun bin ich froh, daß es unter Umständen auch einen dritten Feiertag gibt."

Meta fand ihre Sprache noch nicht wieder.

Der Fremde nahm die Hacken zusammen. „Ich heiße Tyre Brink", sagte er, „bin Kandidat der Medizin und bewohne Ihrem Hause gegenüber eine Dachkammer."

„Tyre ist ja gar kein Name", sagte Meta, ohne auf das andere einzugehen.

„Ein deutscher Name ist es nicht", sagte Tyre, „vielleicht lassen Sie jedoch gelten, daß es noch andere Länder gibt. Meine Mutter war Schwedin, mein Vorname stammt von ihren Leuten."

Nun lachte Meta fröhlich heraus. „Eigentlich macht mir das alles Spaß", sagte sie. „Das hab' ich mir nicht gedacht, als ich losmarschierte. Aber am meisten interessiere ich mich dafür, daß Sie Medizin studieren."

„Das ist sehr schade", sagte Tyre. „Nach der neuesten Philosophie soll alles auf die Einstellung ankommen, und die wäre in diesem Fall falsch. Ich habe es darauf abgesehen, Sie für mich selbst zu interessieren."

„Ja", sagte Meta harmlos, „für Sie selbst interessiere ich mich nun auch. Wie sind Sie man bloß darauf gekommen, meinetwegen zwei Tage nach einer Pforte zu sehen? Hier sind doch wahrhaftig Mädchen genug!"

„O ja", sagte Tyre, „hier sind Mädchen genug. Aber wenn Sie auch vom platten Lande sind, haben Sie doch sicher schon davon gehört, daß man so seinen Typ hat auf diesem Gebiet. Ich mag es gerne leiden, wie Sie sich anziehen und kein Mädchen in ganz Hamburg sieht so gesund aus wie Sie."

Sie waren nebeneinander weitergegangen, und jetzt blieb Meta stehen. Ohne Scheu und ruhig und fest sah sie in die anderen beiden Augen: „Das kann ich verstehen", sagte sie, „daß Sie Gesundheit leiden mögen, das gehört zum Fach. Und vielleicht ist ein Draht über die Straße gelaufen: ich will nämlich auch Medizin studieren."

„Was für ein Jammer!" rief Tyre aus.

Meta flammte. „Ein Jammer?!" sagte sie. „Sollen nur Männer über Grenzstriche laufen! Ich habe mich als Kind schon immer gegiftet, daß die Männer allemal das Kopfstück kriegen und wir Frauen bloß das Schwanzende."

„Das stimmt wohl nicht ganz", sagte Tyre ruhig, „aber wir wollen uns ein anderes Mal darüber streiten. Sehen Sie doch nur in dem Garten da drüben die jungen Birken an! Die Sonne zählt das ganze Geäder durch."

Da schämte Meta sich. „Ja", sagte sie, „auf einmal steckt der liebe Gott die Lampe an, und man sieht sich stehen."

Sie setzten sich auf eine Bank. Der ziemlich lang aufgeschossene Mediziner hatte sie aufmerksam gemacht. „Das haben Sie ganz wunderhübsch gesagt," meinte er. „Nun hat der liebe Gott mir für mich allein gleich noch ein Lichtlein angesteckt. Ein Pfingstlichtlein. Was für ein wunderliches Ding das Leben doch ist!"

„Ganz und gar wunderlich," sagte Meta. „Ich habe ein Gefühl, als sei ich in fünf Minuten von Deutschland nach Amerika gereist."

„So fremd ist Ihnen neben mir?" sagte Tyre.

„Nein," sagte Meta rein heraus, „gar nicht. Das ist eben das Merkwürdige, es scheint mir ganz in der Ordnung zu sein. Ich beseh' mir das fremde Land. Von mir aus können wir uns ruhig 'mal eine Stunde 'was erzählen."

Tyre war entzückt, aber er war behutsam. „Erzählen wir uns etwas," sagte er. Und fing auch gleich an. Von Hamburg, wie lange er drinsteckte und daß er es bis in jeden Winkel kenne. „Wandsbeck ist natürlich am schönsten," sagte er zum Schluß.

Meta lachte. „Selbstverständlich," sagte sie, „da hat man ja sein Dach."

„Und stößt sogar mit dem Kopf daran," sagte Tyre.

Allein schon die Stimme! dachte Meta. Was hat der Mensch bloß für eine Stimme! „Können Sie singen?" fragte sie unvermittelt.

„Nein," sagte Tyre, „das Singen ist mir vergangen." Und machte ein Gesicht dazu, als sei es nun vorbei mit der Fröhlichkeit.

Aber sie fanden den ungezwungenen Ton bald wieder, gingen miteinander heim und gaben sich an der Straßenecke die Hand mit einer Verabredung für den nächsten Tag. —

Gut, daß ich ihr den ersten Anlaß meines Interesses verschwieg, dachte Tyre, als er in seine Dachstube stieg. Das ist kein Typ, das ist ein Einzelexemplar. Kern und Kraft und dennoch zartester Flaum. —

Ja, es war besser so. Tyre hatte Meta nämlich in ihrer hüllenlosen Schönheit gesehen. Sie konnte sich die erste Zeit gar nicht daran gewöhnen, ihre Vorhänge zuzuziehen, wenn sie sich abends auskleiden und ins Bette gehen wollte. Zu Hause hatte ihr kein Mensch in die Fenster sehen können, da hatte sie gar keine Vorhänge gehabt. Und so hatte Tyre sie mehrfach flüchtig gesehen und einmal sogar recht gründlich. Denn einmal hatte Meta überhaupt vergessen, das Fenster zu schließen. Sie war in einem Rausch ihrer eigenen Schönheit gewesen. In hellem Lustgefühl hatte sie die Arme hochgeworfen und war wie in einem Reigen um sich selbst gelaufen, bevor sie ihr Nachthemd überstreifte.

Dann war das Licht plötzlich ausgewesen.

Tyre aber war noch bis in die sinkende Nacht am Fenster sitzengeblieben. Was für ein Anblick war das gewesen! Er hatte sich einen Krimstecher genommen und war mit den Augen über alle Linien gelaufen. Er hatte es nicht lassen können. Unaussprechlich schön waren menschliche Leiber, wenn die Haut sich so glatt und hell über einen jungen Gliederbau straffte, der von solchem Ebenmaß war!

Meta war groß und trotz ihrer ländlichen Herkunft verhältnismäßig schlank. Bis zu ihrem vierzehnten Jahr war sie reichlich kräftig gewesen, aber dann war langsam alles maßvoll geworden, so daß Maler und Bildhauer sicher nur selten ein gleichwertiges Modell unter die Augen bekamen. Brust und Hüften waren geradezu eine Pracht bei Meta, und wie sie die Arme hob und mit ihren Händen am eigenen Leibe herunterstrich, das würde nur eine große Künstlerin kopieren können. Als taste sie voll Sehnsucht und mit einer Keuschheit, an die kein Mensch mehr glaubt, nach dem eigenen Inhalt. —

(Fortsetzung folgt.)

Sommer.

Jetzt ist die Zeit der weißen Schmetterlinge —
Am Nordseedeich selbst, wo die Winde blasen,
Da gaukeln sie unzählbar überm Rasen,
Auf jeder Blume schwankt die weiße Schwinge.

O diese Zeit der weißen Schmetterlinge! . . .
Lieb, weißt du noch, wie wir an blauen Tagen
Noch halb uns fremd am grünen Deiche lagen?
Und zarte Sehnsucht hob die weiße Schwinge . . .

Adolf Bartels.

Die Fahrt ins Glück.

Skizze von Heinrich Eisen.

Im Norden der Millionenstadt lag ein Dachstübchen über einer sechsstöckigen schmutziggrauen Mietkaserne. Rote Geranien standen auf dem Fensterbrett, und über die Geranien hinweg sahen zwei leuchtende Mädchenaugen in den Himmel. Heute war dieser Himmel blauer als je. Denn morgen ging es nach Wochen der Arbeit einmal hinaus aus dem steinernen Kerker in das grünende Land. Einsam zwar — aber Freude füllte des Mädchens Herz, lächelte es in den Schlaf, weckte es in der Sonntagsfrühe voll Ungeduld, und frohlockend sprang es in den jungen Tag hinein.

Wieviele Dinge geschahen in diesem Augenblick auf der ganzen Welt? Schöne und häßliche, gute und böse, törichte und unvergängliche. Man könnte sie in einem Jahrhundert nicht zu Ende zählen. Doch nichts war für das Mädchen so schicksalswendend wie ein durchdringender, sonst ganz harmloser Pfiff. Das war dreitausend Meter nach Westen. Dreimal gellte das Alarmsignal harrender Liebe die Straße entlang und an den Häusern hoch, dann klirrte irgendwo eine Scheibe und aus der Höhe schrie ein heller Sopran: „Ich komme schon!" Darauf brüllte eine Männerstimme „Ruhe!" Das große Wecken war vorüber und straßauf und -ab kein Auge mehr zu.

Einer prustete unter der Brause — zehn Minuten Zimmergymnastik, fünf Minuten Expander — eine Viertelstunde später Zweitausendmeterlauf zum letzten Frühzug. Der aber schäumte schon über von Wanderlust bis auf die Trittbretter herab. Drängend wehrten die Schaffner dem Ansturm des Letzten. „Na — dann nicht," brummte er und machte eine Kehrtwendung von durchaus gutgelaunter Beschaffenheit. Da stand er fast auf Tuchfühlung vor einem Mädel, das hatte sich ungezählte graue Tage nach diesem Augenblick gesehnt, das war mit der Freude auf diesen Sommertag eingeschlafen und wieder wach geworden, und nun . . . Er sah Tränen in schönen Augen, unterdrückte eine scherzhafte Redewendung, sagte nur „oh —", ganz leise und zärtlich und deckte ihren Schmerz und ihre hilflose Verlegenheit mit seiner breiten Brust gegen Gaffer und Spötter. Das in seinem kindlich leidvollen Ausdruck rührende Gesicht ließ ihn nicht mehr los, und beide wußten eigentlich nicht recht, wie es kam — — sie saßen auf einmal drüben zwischen einer Efeuwand und zwei Lorbeerpyramiden in Kübeln, schlürften Kaffee und warteten auf den nächsten Zug.

„Es ist doch nur, weil ich die Sonne so liebe und die Bäume — und nun ist der halbe Morgen verloren."

In der äußersten Ecke des Platzes stand auf steifen Beinen ein alter angegilbter Schimmel vor einem Mietslandauer. Der junge Mann ging hinüber, weckte den schlummernden Graubart auf dem Kutscherbock, und nach wenigen Minuten rappelte die letzte Pferdedroschke der Großstadt über Asphalt und Pflaster zwischen endlosen Häuserreihen entlang.

„Wohin die Fahrt?" fragte sie und sah ihm vertrauend in das ehrliche frische Gesicht; unterdrückte ein paar heimliche Bedenken, um seinen lieben Augen nicht Unrecht zu tun.

„In's Glück!" lachte er.

Der Alte auf dem Bock drehte sich um, nickte vergnügt, schob seinen Priem am letzten linken Backenzahn zwischen Kinnlade und Wange, knallte eine ganze Serenade mit der Peitsche, und der Schimmel, diese gichtknochige pflastermüde Kreatur fiel in einen Polkaschritt, daß der ganze Wagen tanzte.

Und dann tat sich die Welt auf . . .

Sandiger Weg zwischen Gärten, Zäune, Hecken, Obstbäume, Sträucher. Die Stachelbeeren schon groß, aber sauergrün. Blaßrot die Johannisbeeren; wie kurze Schnüre kleiner Holzperlen hängen sie an den Zweiglein. In dem unreifen Grün mandelgroßer Zwetschen schimmert es bläulich. Zwischen den Blättern der Apfelbäume hockt frech und dick die Apfeljugend, und die Birnenäste voll niedlicher rotbraunköpfiger Knirpse. Zartgelb sind die Quittenfrüchtchen, flammgewandet — dazwischen noch eine letzte Blüte am Baum, welche die Zeit verträumt hat. Vögel schwippen über den Weg, hüpfen geschäftig unter Busch und Dorn. Ein Wiedehopf ruft tuk-tuk-tuk. Mohn leuchtet aus der Tiefe der Gärten: große Blüten auf hohen, dünnen Stielen, glutdurchlodert, als brenne eine Flamme in ihrem Kelch. Und die Kirschen sind reif. —

Der Schimmel spitzt die Ohren, wölbt den Hals, nickt wie in jungen Tagen mit dem Kopf und wirft den Schwanz nach allen Seiten. Der Kutscher läßt die Zügel hängen, stellt den hohen Hut neben sich auf den Bock, wischt den Schweiß von der Stirne und wälzt den Priem hin und her. Im Wagen aber lehnen zwei Menschenkinder, deren Herzen so rein und wolkenlos sind wie der Himmel über dem frühsommerlichen weiten Land.

Ein Wirtshaus am Wege. Der Garten eine ganze Palette von Farben: Hunderte von Ausflüglern, obwohl er abseits der großen Heerstraße liegt. Aber die beiden jungen Menschen sehen nur sich; sie hören nichts als den Jubelgesang ihrer Herzen. Sie essen und trinken und wissen hernach kaum, daß sie es getan. Lassen das Gefährt zurück. Im Hofe den Wagen. Auf der Wiese hinter'm Haus den Schimmel. Bei Bier und Zigarren den Kutscher. Gehen durch die Felder. Kennen noch nicht ihren Namen und halten sich an den Händen. Stehen allein in lauter Glanz.

Ich liebe dich, sagen ihre Augen.

Dann liegen sie in der glühenden Sonne zwischen Acker und Kiefernwald.

Ich liebe dich . . . Ihre Lippen sagen es hundertmal.

Das Mädchen spricht: „Wie wundersam ist das alles." — Und der Mann: „Ich fange heute erst an zu leben."

„Wie schön ist doch die Erde."

„Ich war einsam und traurig."

„Nun münden die Ströme unseres Lebens zusammen."

Der Abend sinkt. Hände, Augen, Lippen — hundertmal sagen sie: ich liebe dich —

Das Glück rinnt durch ihre Herzen wie der Wind durch den blühenden Klee . . .

Es ist Nacht geworden. Auf schmalem Fahrweg zwischen stillen Gärten schwankt ein Licht. Langsam stapft das Rößlein vor dem Wagen, Schritt für Schritt. Es denkt noch an eine grüne Wiese. Der Kutscher ist eingeschlafen. Alle Rätsel des Lebens sind ihm gelöst. Ausgesöhnt ist er mit der Zeit und dem unaufhaltsamen Gang aller Dinge. In den Polstern ruhen zwei Menschen, stumm von Dank und Seligkeit.

Monte Carlo einst und jetzt.

Von Emil Rath.

Das Kasino von Monte Carlo hat im jüngst abgelaufenen Geschäftsjahr einen Reingewinn von etwa 20 Millionen Mark erzielt; daraus geht hervor, daß die neu eingerichteten oder vergrößerten Kasinos in verschiedenen französischen und spanischen Kurorten Monte Carlo keinen wesentlichen Abbruch getan haben. Vielmehr kann eine Dividente von 175 Prozent verteilt werden. Die Mehrheit der Aktien befindet sich im Besitz der Familie Blanc, der Nachkommen des Gründers der Spielhölle Monte Carlo: François Blanc. Blanc, ein früherer Kellner, hat durch glückliche Spekulationen an der Pariser Börse ein Vermögen erworben und schuf im Jahre 1872 das Kasino von Monte Carlo, das bald einer der übel berüchtigtsten Orte der Welt werden sollte.

Blanc wußte, daß die Bank immer gewinnt, und er sagte selbstgefällig: „Hin und wieder gewinnt Schwarz, hin und wieder gewinnt Rot, Weiß (Blanc) gewinnt immer!" — Und er gewann. Ohne Gewissensbisse. Bald war Monte Carlo das „Paradies" der Selbstmörder. Eigene und fremde Gelder wurden verspielt, das Ende waren Gift, Kugel, Strick oder Ertränken. Die Zahl der Selbstmorde war in den ersten Jahren so groß, daß ein-, manchmal zweimal in der Woche ein kleines schwarzes Boot erschien und die Leichen der Selbstmörder abholte. Blanc sah bald ein, daß die vielen Selbstmorde abschreckend wirkten, und ersann Mittel, sie zu verhindern oder wenigstens möglichst geheim zu halten. Sobald sich jemand im Kasino erschoß, drückte einer der Croupiers auf einen Knopf; aus einer Geheimtür tauchten plötzlich vier bis sechs Männer auf, hüllten den Leichnam in ein mitgebrachtes Tuch, ein anderer nahm schnell den leer gewordenen Platz am Spieltisch ein, und schon hieß es wieder: „Faites votre jeu!"

Die ständig wachsenden Einnahmen ermöglichten Blanc einen besseren Ausbau des Kasinos, das im Volksmunde „die Fabrik" hieß. Ferner schuf er einen vorzüglich arbeitenden Geheimdienst. Kein Spieler blieb unbewacht. Schon der erste Schritt in Monte Carlo wurde getreulich verzeichnet, das Gepäck unauffällig geprüft, der Briefwechsel geöffnet, jeder Gewinn, jeder Verlust — vor allem bei verdächtigen Spielern — von Geheimpolizisten der Leitung des Kasinos berichtet. Und es ist kein Zufall, wenn das Hauptpolizeigebäude — neben dem Kasino liegt. Heutzutage ist dieser Geheimdienst so gut eingerichtet, daß es wirklich kaum noch möglich ist, in Monte Carlo Selbstmord zu begehen. Man kann weder Gift noch Waffe kaufen, und um Spielern, die wirklich ihr Hab und Gut verloren haben, die Rückkehr zu ermöglichen, schuf François Blanc das „Viatikum": Wenn ein Spieler den Nachweis erbringt, daß er kein Geld mehr besitzt, erhält er sein Reisegeld und einen kleinen Zuschuß zur Heimkehr. Früher wurde das Geld in bar ausgehändigt, aber da leidenschaftliche Spieler manchmal mit diesem Gelde sofort zur Roulette oder zu Trente-et-quarante zurückkehrten, ging man dazu über, ihnen zunächst die —

Fahrkarten zu kaufen, um auch sicher zu sein, daß sie abreisten.

Die vielen Gerüchte, wonach dieser oder jener sich durch Betrug in den Besitz des „Viatikums“ gesetzt habe, sind übertrieben. Solche Fälle sind äußerst selten, dank der bis ins kleinste durchgeführten Überwachung der einzelnen Spieler. Denn naturgemäß finden sich an einem Orte, an dem Riesensummen umgesetzt werden, große und kleine Betrüger ein. Aber nur wenigen ist es gelungen, sich durch ihr „corriger la fortune“ Vorteile zu verschaffen. Denn schon François Blanc hatte ein verwickeltes System ausgeklügelt, um solche Betrügereien zu unterbinden. Die Croupiers werden häufig gewechselt; jeder Croupier wird von einem Obercroupier beobachtet, bei Trente-et-quarante werden ständig neue Spiele Karten angerissen. Selbst gegen gewaltsame Entwendung von Geld ist die Bank geschützt. Ein Druck auf einen Knopf — unter den Geldeinsätzen öffnet sich ein Schacht, das Geld verschwindet darin!

Erst in jüngster Zeit wurde ein umfangreicher Betrug mit „jetons“, den Spielmarken der Bank von Monte Carlo, aufgedeckt: Drei Ungarn, Agner, Rado und Rosenbaum, hatten für eine Million Franken solcher Jetons gefälscht und bereits einen Teil umgesetzt. Als der Schwindel aufgedeckt wurde, ließ die Bank sämtliche Jetons einziehen und neue anfertigen.

Allerdings ist es jemand auf ehrliche Weise schon gelungen, die Bank zu sprengen: dem Engländer Charles Wells. Er hatte unerhörtes Glück. Binnen zwei Stunden hatte er 100 000 Franken gewonnen. Man ließ die gleiche Summe neu auflegen. Wells gewann sie wieder. Als reicher Mann verließ er Monte Carlo. Alle Zeitungen schrieben von ihm, jemand verfaßte einen Schlager auf Wells, den Mann, „der die Bank sprengte“. Ein Jahr später — 1892 — kam Wells wieder, gewann unerhört, gewann —, und dann verließ er Monte Carlo als armer Mann und kam nie wieder!

Gerade dieser unerhörte Gewinn eines Wells war die beste Reklame für Monte Carlo. Verkrachte Existenzen, kleine Leute, Abenteurer kamen in Scharen nach Monte Carlo, um in Wells' Fußstapfen zu treten — der lachende Erbe war das Kasino.

Heute bedarf Monte Carlo keiner Reklame mehr; es ist berühmt — berüchtigt in aller Welt. Als tüchtige Geschäftsleute haben es die Blancs nicht verabsäumt, einen großen Teil des Gewinns zur Verschönerung des Ortes anzuwenden, und von dem diesjährigen Reingewinn sollen wieder große Klubhäuser, etwa 20 Tennisplätze und ein großes Bad erbaut werden, alles in allem für 10 Millionen Mark. Das Bild Monte Carlos ändert sich von Jahr zu Jahr — die Seele bleibt die gleiche: Spiel mit Geld, Spiel mit Menschen.



Bunte Chronik



* **Schnell-Aufstieg von Flugzeugen.** Aus Washington wird von einer Doppelerfindung berichtet, die für Flugzeuge von unschätzbarem Wert ist. Zunächst handelt es sich um eine Vorrichtung, die das Landen auf Dächern und sonstigen kleinen Flächen ermöglicht, außerdem um eine Erfindung, die das Aufsteigen innerhalb einer Sekunde gewährleistet. In letzterem Falle ist nur eine Länge der Startbahn von etwa 30 Meter erforderlich. Das Flugzeug wird auf eine schiefe Ebene gezogen und dann losgelassen, wodurch sogar die doppelte Aufstiegkraft erzielt wird, die erforderlich ist. Die ganze Vorrichtung, welche für ungefähr 40 000 Mark herzustellen sein soll, ist drehbar, so daß man sich nach dem Winde richten kann. Auf diese Weise würden allerdings die kostspieligen Flughäfen in mancher Hinsicht überflüssig werden.

*

* **Eine Geige für zwei Millionen Mark.** Der ungarische Violinkünstler Zoltan Szekely zahlte in Budapest für eine Stradivari den hohen Preis von über zwei Millionen Mark. Die Geige stammt aus dem Nachlaß eines Sammlers, der in seinem Testament verfügte, daß die Geige nur an einen Geigenspieler verkauft werden dürfe.

*

* **Die neueste Mode: der Grasrock.** Die Eroberung unserer Ballsäle durch exotische Völkerschaften, so glücklich durch die Negermusik und Niggertänze eingeleitet, wird jetzt durch die aus der Südsee bezogene neueste Mode vollendet werden. Der „letzte Schrei“ der Damenmode ist nämlich das Seidengras, das die Damen zur Herstellung und Verzierung ihrer Ballkleider verwerten wollen. In langen ungleichmäßigen Fransen von einem enganliegenden Mieder herabfallend, soll es eine direkt hawaiische Wirkung hervorbringen, die ungewöhnlich reizvoll sein soll. Dies Seidengras ist sehr weich und glänzend und ruft bei jeder Bewegung der Trägerin ein silbern klingendes Rascheln hervor. Unter diesem Grasrock trägt man — aber wie lange noch? — Chiffonunterkleider von genau der gleichen Tönung. Am beliebtesten ist ein neuartiges Rot: rouge gaiance. Eine dazu passende Perrücke in derselben Farbe kann man beim Kauf des Kostüms gleich miterstehen. — In Paris ist die neue hawaiische Mode natürlich mit Begeisterung aufgenommen worden.

*

* **Allerlei Scheidungsgründe.** In den Vereinigten Staaten hat man sich die Mühe gemacht, festzustellen, welches die Hauptscheidungsgründe sind. Die mit Hilfe amtlichen Materials gemachten Ermittlungen ergaben, daß von 100 Ehescheidungen 41 wegen Untreue des Mannes, 10 wegen Untreue der Frau, 12 wegen finanzieller Schwierigkeiten, 8 wegen übermäßigen Kinderreichtums, 8 weil die Frau zänkisch war, 4 weil die Frau überspannt war, 3 weil sich Illusionen der Gatten nicht erfüllt hatten, 2 weil die Frau schlecht kochte und 0,75 weil die Frau unordentlich war, erfolgten. Der Rest ist aus anderen Gründen erfolgt.

*

* **Die galanten Geschworenen.** Eine Sitzung des Pariser Schwurgerichts: Vor dem Richter hat ein Zollbeamter mit seiner Frau Platz genommen; die Anklage wirft ihm vor, im Dienste Juwelen im Werte von 370 000 Franken unterschlagen zu haben. Der Übeltäter gesteht seine Schuld ohne weiteres ein; er mußte stehlen, sagte er, weil in der ihm anvertrauten Kasse einer Beamtenvereinigung ein Fehlbetrag entstanden war. Dann schwört er, daß seine Frau unschuldig sei, denn er habe den gestohlenen Schmuck als von einem Freund zur Aufbewahrung übergeben bezeichnet. Hier bricht die Frau in Tränen aus, ruft „Mutter, Mutter!“ und fällt prompt in Ohnmacht. — Die Rede des Staatsanwalts fällt daraufhin auf unfruchtbaren Boden, die Verteidiger brauchen nach der rührenden Szene nur ein Übriges tun. Im Publikum wischt man sich die Tränen und die Geschworenen erklären die Angeklagten nach kurzer Beratung für nicht schuldig. — Diese kostbare Frau sollte sich der Film nicht entgehen lassen; wenn sie schon die strengen Geschworenen rührt, welche Erfolge muß sie dann erst beim dankbaren Kinopublikum haben. Vielleicht käme so die Zollverwaltung zu ihren 370 000 Franken.



Rätsel-Ecke



Zifferblatt-Rätsel.



1, 2, 3, 4 = eine Halmfrucht, Zweig
2, 3 und 8, 9 = Nahrungsmittel
2, 3, 4 = Kälteerzeugnis
1, 2, 3, 4, 5 = Unternehmen
6, 7, 8, 9, 10 = Hülle
7, 8, 9, 10 = schmerzl. Empfindung
8, 9, 10 = Vorgang bei Gericht
8, 9, 10, 11, 12 = Grenzfluß zwischen Schleswig [u. Holstein
10, 11, 12 = Geschlechtswort
11, 12 = Fürwort
1—12 = ? ?

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 166.

Rätsel: Wagehals.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.